Bemerkungen und Zusätze
zu den Schriften von Grimm und Steinthal „über den Ursprung der Sprache."

Sprache in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes ist das Mittel der Verständigung gleichartiger Wesen; so giebt es eine Lautsprache und verschiedene Zeichensprachen der Menschen, eine Sprache der Thiere; so wird selbst den leblosen Dingen von der Phantasie des Menschen Sprache gegeben. Auch dem Geist wird Sprache beigelegt, aber der Geist spricht nicht im äußern Wort, er spricht im Geist. Der fleischgewordene Geist kann zum gleichen Geiste auf rein geistigem Wege nicht sprechen; er ist durch die Körperhülle gebunden. Und doch ist es fraglich, ob nicht der Geist diese Schranke des Körpers in besonders erregten Zuständen durchbrechen kann, ob es nicht zu Zeiten eine durch den Geist selbst getragene Verständigung der Menschengeister giebt. Diese unmittelbare Geistsprache wäre die vollkommenste Stufe der Verständigung. Annähernd strebt die Sprache des Menschengeschlechts dahin, sich immer mehr zu vergeistigen, die plastische Form des Lautbildes, in die der Geist seine Vorstellungen verkörperte, zu verflüchtigen, die Form für die Raschheit und Augenblicklichkeit der Mittheilung gefüger und unterthäniger zu machen. Vielleicht daß es auf diesem Wege gelingt, eine möglichst vergeistigte, allgemeine Menschensprache herzustellen; immer aber wird sie Lautsprache bleiben.

Da dem Menschengeist in seiner Incarnation die Geistsprache versagt blieb, schuf er die Lautsprache. Er schuf sie? Oder woher anders stammt sie? Hier gehen die Ansichten auseinander. Es gibt, sagt Grimm, drei Wege, auf denen der Mensch zur Sprache gelangt sein kann. Entweder sie ist ihm angeboren, oder sie ist ihm gelehrt, oder sie ist von ihm erfunden. Es sei mir gestattet, seine und Steinthals Ansichten hierüber im Auszuge zu geben und einige eigne Bemerkungen hieran anzuknüpfen.

Grimm tritt p. 12 seiner Abhandlung „über den Ursprung der Sprache" den Beweis an, daß die Menschensprache, obschon manches, wie ihre Schönheit und Macht, ihr gleiches Geschick mit dem der Natur, ja des Menschen selbst in Bezug auf wechselnde Gestalt, Aufblühen und Vergehen dafür spreche, ihren Ursprung für übermenschlich, sie selbst nicht als vom Menschen ausgegangen, sondern vielmehr von ihm verderbt und von ihrer Vollkommenheit herabgezogen zu halten, daß dennoch sie weder dem Menschen angeboren, noch ihm gelehrt, sondern von ihm erfunden sei.

Wäre die Sprache dem Menschen angeschaffen, so würde sie, wie die Sprache der Thiere, als angeschaffene ihren ursprünglichen Character unvertilgbar beibehalten haben. Das bei allen Völkern sich gleichbleibende Wimmern, Weinen, Stöhnen und die andern Ausbrüche der Empfindung, die dem Schrei der thierischen Stimme mit Recht an die Seite gesetzt werden, seien solche angeschaffene Laute, gehören aber auch zur Menschensprache nicht.

Das neugeborne Kind, der Heimath seines Volkes entrückt, spreche nicht die Sprache seiner Eltern, sondern die des neuen Vaterlandes.

Der allmälige Wechsel endlich der Sprache einer und derselben Nation im Laufe der Zeit, und der verschiedene Umfang, der Reichthum und Mangel an Wortvorrath, die Eigenheiten und Abstände der Sprache unter einander verstehenden und ungeschieden lebenden Individuen zeige, daß die Sprache

der Menschen selbst errungenes Eigenthum derselben, von der Stätigkeit und Einförmigkeit thierischer Stimmbegabung himmelweit entfernt sei.

Nur eins hätte Menschensprache und Thierstimme gemein, die ihnen nothwendig durch den erschaffenen Leib bedingte Grundlage. Dem Thiere wie dem Menschen sind Stimmwerkzeuge von Natur eigen, vermittelst welcher sie in mannichfacher Weise Eindrücke auf die Luft und in Folge dessen einen Schall hervorbringen. Das Thier bringt damit ähnliche Laute wie der Mensch hervor; dieser vermag sie reicher und allseitiger zu entfalten. Die Reihe aber und das Maaß dieser Laute sei bedingt, wie die Tonleiter in der Musik oder die Folge und Abstufung der Farben; ihrem Gesetze könne nichts hinzugefügt werden; denn außer den sieben Grundfarben, die unendliche Mischung gestatten, seien keine andern denkbar, und ebenso wenig lasse sich den drei Vokalen a, i, u, aus denen e und o sammt allen Diphthongen und deren Verdichtung zu bloßen Längen entsprangen, das Geringste zusetzen, noch die Ordnung der Halbvokale und Consonanten, die sich in zahlloser Mannichfaltigkeit der Verbindungen zeigen, dem Grunde nach erweitern. Diese Urlaute seien uns angeboren.

Die Sprachwerkzeuge der Menschen, ihre eigenthümliche Organisation und jene Urlaute seien die angeschaffene, natürliche Grundlage der menschlichen Sprache; alles daraus Gewordene sei die freie Schöpfung des Menschen. —

Aber auch angelernt könne die Sprache nicht sein, so etwa, daß sie vom Urheber des Menschengeschlechts diesem zwar nicht im Act der Schöpfung, vielmehr nach der Schöpfung mitgetheilt, durch das menschliche Gedächtniß aufgefaßt, von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt sei und mit dem Abfall des Menschen von Gott allmälig von ihrer vollendeten göttlichen Form zurückgesunken sei. — Abgesehen davon, daß hierdurch eine nicht gerechtfertigte Bevorzugung des ersten Menschengeschlechts erfolgt wäre, widerstreite es dem Wesen Gottes, ihm menschliche, gegliederte Rede und demgemäß menschliche Gestalt oder doch wenigstens menschliche Organe beizulegen. Und angenommen, es ließe sich dieser Widerstreit zwischen der Natur Gottes und der menschlichen Rede heben, woher kam denn nun dem Empfangenden, dem Menschen das Verständniß der göttlichen Rede? Waren die ersten Menschen aber fähig Gottes Worte zu verstehen, so war es unnöthig ihnen eine Sprache zu enthüllen, die als jenes Verständnisses Bedingung sie bereits besitzen mußten; also hätte die Sprache wieder angeboren sein müssen. Vorhin aber war bewiesen, daß dem Menschen keine Sprache anerschaffen war, folglich konnte er gar nicht im Bereiche eines Mittels stehen, von welchem das Verstehen der göttlichen Rede abhing. Wegen dieses letzten Grundes konnte eben so wenig eine solche Unterweisung etwa durch göttliche Boten, Engel, Dämonen erfolgen.

Also die Sprache war dem Menschen weder angeboren, noch geoffenbart; eine angeborne Sprache hätte die Menschen zu Thieren gemacht; eine geoffenbarte in ihnen Götter vorausgesetzt. Es bleibe nichts übrig, als daß sie eine menschliche, mit voller Freiheit ihrem Ursprung und Fortschritt nach von dem Menschen selbst erworbene sein müsse.

Die Sprache beginne erst mit dem erwachenden Denken. Das Kind beginne erst zu reden, wie es anhebe zu denken; die Rede wachse ihm, wie der Gedanke wächst. Wie das Denken, war die Sprache anfangs unvollkommen; ihr Werth steigt erst. Auch deshalb könne die Sprache nicht von Gott, der Vollendetes schaffe, ausgegangen sein.

Alles also was die Menschen sind, haben sie Gott; alles was sie überhaupt erringen, sie sich selbst zu danken. Der Schöpfer hat die Seele, d. h. die Kraft zu denken, er hat die Sprachwerkzeuge, d. h. die Kraft zu reden, beides als kostbare Gaben in uns gelegt; Gedanke aber wie Sprache sind unser Eigenthum.

Im Folgenden geht Grimm zu den Umständen, unter denen die Sprachschöpfung erfolgte, über. Er nimmt an, Mann und Weib seien zusammen vollwüchsig und zeugungsfähig erschaffen worden; denn nicht setze der Vogel das Ei, die Pflanze den Samen, sondern das Ei den Vogel voraus, das Korn die Pflanze. Kind, Ei, Samenkorn seien Erzeugnisse, folglich unerschaffen; der erste Mensch war also nie Kind; doch das erste Kind hatte einen Vater. Wer wollte glauben, sagt Grimm p. 34, daß aus unerschaffenen sich aneinander fügenden, in einander wirkenden Elementen eine geheime stumme Gewalt sich allmälig zum Leben hinauf gerungen hätte? — Weiter entscheidet Gr. sich für die Annahme einer gleichzeitigen Erschaffung mehrerer Menschenpaare, weil ja andernfalls die erste Mutter lauter Söhne oder lauter Töchter hätte gebären können; dann aber aus dem sittlichen Grunde, weil die Natur ein Grauen habe vor der Vermischung der Geschwister. —

In Betreff der Gestaltung der Sprache unterscheidet Grimm drei Perioden; eine des Entstehens und Wachsthums, die in die vorhistorische Zeit fällt; eine der vollendeten Form, als deren Repräsentanten er das Sanskrit, Zend und großentheils die griechische und lateinische Sprache ansieht; die sinnlichen und geistigen Bestandtheile sind harmonisch durchdrungen. Die dritte Periode ist die des Herabsinkens, des Verfalls der äußern Form; die innere Kraft und Gelenkigkeit der Flexion ist meist gestört und aufgegeben; zum Theil sind stellvertretend äußere Mittel und Behelfe angebracht. — Ein erreichter Gipfel der förmlichen Vollendung alter Sprache aber lasse historisch sich gar nicht feststellen, so wenig die ihr entgegengesetzte geistige Sprachausbildung heute schon zum Abschluß gediehen sei. In der Nothwendigkeit übrigens, eine erste unsichtbare, den beiden andern für uns sichtbaren Perioden vorausgegangene anzunehmen, findet Grimm die Annahme eines göttlichen Ursprungs der Sprache vollständig widerlegt.

Im Folgenden (p. 38) führt Grimm gleichsam in den Act der Sprachschöpfung ein, läßt uns das Werden und Ausbilden der Sprache schauen. Anfangs entfalteten sich die Wörter unbehindert, ohne einen andern Halt als ihre natürliche vom Gefühl angegebene Aufeinanderfolge; ihr Eindruck war ungesucht, doch zu voll und überladen, so daß Licht und Schatten sich nicht recht vertheilen konnten. Auf dieser Bildungsstufe läßt Gr. die flexionslose chinesische Sprache verharrt sein. — Allmälig aber läßt ein unbewußt waltender Sprachgeist auf die Nebenbegriffe schwächeres Gewicht fallen und sie verdünnt und gekürzt der Hauptvorstellung als mitbestimmende Theile sich anfügen; die Flexion entsteht aus dem Einwuchs lenkender und bewegender Bestimmwörter, die aus ihrer ursprünglich auch sinnlichen Bedeutung in eine abgezogene übergegangen sind, durch die jene nur zuweilen noch durchschimmert. Zuletzt hat sich auch die Flexion abgenutzt und zum bloßen ungefühlten Zeichen verengt; dann beginnt der eingefügte Hebel nochmals äußerlich angesetzt zu werden; die Sprache büßt einen Theil ihrer Elasticität ein, gewinnt aber für den unendlich gesteigerten Gedankenreichthum überall Maaß und Regel. So sind Flexionen größtentheils aus dem Anhang derselben Wörter und Vorstellungen zusammengedrängt, welche im dritten Zeitraum gewöhnlich außen vorangehen. Diesem dritten Zeitraume sind Präpositionen und deutliche Zusammensetzungen angemessen, dem zweiten Flexionen, Suffire, kühnere Composition; der erste ließ freie Wörter sinnlicher Vorstellungen für alle grammatischen Verhältnisse auf einander folgen.

Hebel aller Wörter seien Pronomina und Verba. Das Pronomen ist nicht blos, wie sein Name könnte glauben machen, Vertreter des Nomens. Alle Verba und Nomina, das persönliche Verhältniß an sich bezeichnend, fügen Pronomina ein, wie sie in der dritten Periode äußerlich beigefügt werden. Außer dem belebenden Pronomen liegt die größte und eigentliche Kraft der Sprache im Verbum,

das fast alle Wurzeln in sich darstellt. Alle Verbalwurzeln, deren Anzahl im ersten Zeitraum nicht über einige hundert hinausgereicht haben mag, enthalten sinnliche Vorstellungen. Sie wurden mit dem einfachsten Aufwande an Mitteln erfunden, indem ein Consonant dem Vokal vor oder nachtrat. Ob aus bloßem Vokal Wurzeln bestehen können, darf noch in Zweifel gezogen werden. Das Sanskrit kennt keine von kurzem a allein gebildete Wurzel, wogegen kurzes i als Wurzel für den Begriff gehen und kurzes u als Wurzel für tönen gelten; ihnen aber könnten Consonanten abgefallen sein. Unter den mit Consonant und Vokal gebildeten scheinen Gr. die consonantisch anlautenden den consonantisch auslautenden im Alter voranzugehen, weil den vokalisch auslautenden ein zweiter Consonant allmälig zuzutreten pflegt, nicht den vokalisch anlautenden. —

Welchen Vokal und welchen Consonant der Erfinder für ein Verbum nehmen wollte, lag abgesehen von der natürlich vorbrechenden und sich geltend machenden organischen Gewalt des Lautes meist in seiner Willkür; in diesen einfachsten Bildungsgesetzen durchdringen sich also Nothwendigkeit und Freiheit. Wenn z. B. im Sanskrit die Wurzel pâ, griech. πιεῖν, slav. piti trinken ausdrückt, so habe nichts gehindert, daß ein anderer Spracherfinder dafür kâ oder tâ ergriff. Doch instinktmäßig sei vorgesehen, daß in der einzelnen Sprache wenig oder keine gleichlautige Wurzeln für verschiedene Vorstellungen statt haben, das heißt, von den Erfindern nicht mehrmals dieselben Laute für grundverschiedene Vorstellungen gewählt wurden.

An jedem Verbum können im zweiten Zeitraum Personen, Numerus, Tempus, Modus, Genus bezeichnet werden; die Personen durch angefügte persönliche Pronomina, die Tempora durch Hilfswörter. Die Vergangenheit wird durch ein solches Hilfswort oder durch Wiederholung der Wurzel bezeichnet.

Alle Nomina, d. h. die den Sachen beigelegten Namen oder Eigenschaften setzen Verba voraus. Der Nominativus wird durch ein Pronomen kennzeichnet, die obliquen Casus drücken ihre räumlichen Beziehungen durch Partikeln aus, die zu Flexionen verwachsen; diese erblassen allmälig wieder und werden durch Artikel oder Präpositionen ersetzt. —

Hiermit ist der Kreislauf der Sprache abgeschlossen; und so verlassen auch wir vorläufig diesen Versuch, die Sprache in ihrer Entstehung und Entwickelung als Werk der Freiheit des menschlichen Geistes nachzuweisen. —

Steinthal in seiner im vorigen Jahre erschienenen Schrift „über den Ursprung der Sprache," nachdem er die frühern Ansichten über dieses Thema kurz angegeben und sie für überwunden erklärt, stellt, sich an W. v. Humboldt's Forschungen anlehnend, im Sinne seines Meisters folgende Sätze auf.

Die Sprache ist kein fertiges, ruhendes Ding, sondern etwas in jedem Augenblicke Werdendes, Entstehendes; sie ist nicht sowol ein todtes Erzeugtes, als eine fortwährend thätige Erzeugung, kein Werk ergon, sondern eine Wirksamkeit energeia, — kurz Sprache ist nur Sprechen. Streng genommen gebe es also keine Sprache, so wenig es Geist gebe; sondern der Mensch spreche und der Mensch wirke geistig. Der Geist ist nicht anders, denn als geistige Thätigkeit zu denken, und die Sprache die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den artikulirten Laut zum Ausdruck des Gedankens zu machen.

Hierin liege die Einheit von Geist und Sprache ausgesprochen. Denn ist der Geist bloße Thätigkeit und liegt die Sprache eigentlich in dem Acte ihres wirklichen Hervorbringens durch den Geist, so ist sie eben nur die auf Sprache gerichtete geistige Thätigkeit des Menschen. Sprache ist ein Artbegriff des Gattungsbegriffes Geist; Sprechen und Denken aber sind nicht identisch, so wenig wie Grammatik und Logik.

In so fern die Sprache nicht als daseiendes Material, sondern als Spracherzeugung angesehen wird, könne man nicht fragen, woher das Material. Die Sprache ist überhaupt nicht erschaffen,

sondern bricht selbstthätig aus der innersten Natur des Menschen hervor, in dem Grade, daß die intellectuelle Eigenthümlichkeit der Völker ebensowohl wie sie als Ursache der Sprache angesehen werden kann, auch im Gegentheil nur für ihre Wirkung zu halten wäre. Mit Hervorhebung dessen, was in dem Worte Ursprung ausgedrückt liege, könne man sagen, weil die Sprache ihr Dasein ihrem Ursprunge verdankt, darum ist sie unerschaffen; und sie entspringt in jedem Augenblicke neu und ewig jung.

Diese Sätze erfahren folgende nähere Bestimmungen und Beschränkungen: Wie die geistige Thätigkeit überhaupt nicht mit dem Augenblicke ihrer Wirksamkeit wieder verhaucht, sondern vielmehr zeugt und schafft, so entstehen auch durch die Sprachthätigkeit des Geistes bleibende Sprachgebilde, Wörter, Wortformen. Diese Lautgebilde sind einer fortdauernden Veränderung unterworfen, jedoch nicht mehr als alle Dinge der Erde. Es gibt also, abgesehen von dem jedesmaligen Sprechen, auch Gesprochenes; es gibt einen Vorrath von Wörtern, ein Gesetz, diesen daliegenden Wortschatz zu benutzen. Somit ist die Sprache, so weit menschliches Wissen zurückreicht, stets durch einen schon gebildeten Sprachstoff bedingt, ist immer nur Wiedererzeugung und Umgestaltung, nicht ursprüngliche Sprachschöpfung. Also die Sprache ist reine Selbsterzeugung und doch wieder seit Menschengedenken durch ein gegebenes Object des Gesprochenen, des Sprachvorrathes gebunden, also bloßes Wiedererzeugen!

Ist die Sprache aber ein dem Menschen Gegebenes, ein ihm fremdes Object, — und sie ist es nicht erst in der Zeit geworden, sondern schon im allerersten gesprochenen Worte ist sie es dem Hörenden gegenüber gewesen, — ist da überhaupt und wie ist Verständniß möglich? Daß das Verständniß etwa allmäliges Niederlegen und Ansammeln der Lautbilder im Gedächtniß voraussetze und dadurch erst möglich werde, wird negirt; denn auch im Kinde sei das Sprechenlernen nicht ein Niederlegen gehörter Wörter im Gedächtnisse, sondern Entwickelung der Sprachkraft. Woher also das Verständniß? eine Frage, die Steinthal mit Recht für identisch erklärt mit der andern, woher die Sprache?

So wenig nun die Sprache in geschichtlicher Zeit reines Erzeugen, sondern immer durch schon vorhandenen Sprachstoff bedingtes ist, eben so wenig endlich kann sie reine, unbedingte Selbstthätigkeit des Geistes sein; sonst könnte es ja, in sofern der Geist einer ist, nur eine Sprache geben. Die Sprachen sind in Wirklichkeit verschiedene; sie tragen die bestimmte Individualität des einzelnen Volkes an sich ausgeprägt. Woher nun diese Verschiedenheit der Sprachen?

Es stellen sich also hiernach diese Widersprüche im Wesen der Sprache heraus. Die Sprache ist blos Spracherzeugung und hat dennoch ein ruhendes Dasein. Die Sprache als gewordene ist dem Menschen ein ihm fremdes Object und ist doch Verständniß vorhanden. Die Sprache ist reine Selbstthätigkeit und sie trägt doch in ihrer bestimmten Erscheinung das Gepräge des Volksgeistes. —

Nach Humboldt lösen sich diese Räthsel und Widersprüche durch die Annahme der Einheit der menschlichen Natur. Weil in allen Einzelnen eines Volkes eine und dieselbe geistige Substanz, eine und dieselbe Ideenmasse, eine und dieselbe geistige Beschränktheit, so ist das, was von der Gesammtheit ausgeflossen, eben so aus ihm, dem Einzelnen ausgeflossen. Und so ist die vorliegende Sprache, obwohl der Thatsache nach von ihm unabhängig, ihm fremd, doch im Wesen sein eigen, weil der Geist, von dem sie ausgegangen und abhängig, auch in ihm lebt. So fällt der Gegensatz von Spracherzeugen und gegebenem Sprachstoff, von Subject und Object, von Activität und Passivität; die Sprachmasse steht zum Sprechenden nicht als Todtes, Fremdes, Bestimmendes, sondern als Lebendiges, Eignes, von ihm Bestimmtes. —

Wegen eben dieser Gleichheit der geistigen Substanz in den Einzelnen, spricht der Sprechende aus und in dem Geiste des Hörenden, der Hörende hört im Geiste des Sprechenden, und so ist Verständniß ermöglicht. Und da die ursprüngliche Gleichheit der Menschengeister eine absolute war,

daher war in der Urzeit das Verständniß ein absolutes. Erst durch die Ungleichheit des Gedankenstoffes in den Einzelgeistern tritt die Aufhebung des allgemeinen Verständnisses ein.

Sind aber jene beiden Widersprüche in der Einheit der menschlichen Natur gelöst, wie ist die äußere Geschiedenheit der Sprache innerlich zusammenhängender, gleicher Individuen erklärbar?

Nach Humboldt nun wäre die Geisteseigenthümlichkeit der Völker Grund und Erklärungsprinzip des verschiedenen Baues und Charakters der Sprachen; und somit bliebe die Sprache menschlichen Ursprungs. Aber da auf die Frage, woher denn die Geisteseigenthümlichkeit der Völker selbst, er anerkennen muß, daß die Sprache den Nationalgeist eben so sehr erst schaffe, als sie von ihm geschaffen werde, und nach dem Obigen die Sprache aus einer Geschiedenheit der Individuen nicht begriffen werden könnte, so ist er genöthigt, dem Geist und der Sprache einen gemeinsamen höhern Ursprung im eigentlichen und wahren Wesen des menschlichen Geistes zuzuweisen. Diesen Urquell des Geistes und der Sprache legt Humboldt gleichfalls in den Menschen. Steinthal rügt mit Recht, daß somit im Menschen über seinen Geist noch einmal sein Geist als Quell seines individuellen Geistes gesetzt werde. Dieser, das unergründliche Wesen des menschlichen Geistes, könne nur jenseits des Menschen in Gott liegen; in ihm also auch nur sei der Ursprung der Sprache zu suchen. Der letzte Widerspruch also, den die Sprache biete, in so fern sie, als Selbstthätigkeit des endlichen Geistes menschlichen Ursprungs, doch wiederum vor dem individuellen Geiste da war, ihn schaffen half, und also übermenschlichen Ursprungs ist, blieb von Humboldt ungelöst.

Steinthal glaubt nun auch ihn gelöst in der Annahme der Einheit des menschlichen und göttlichen Geistes; eine Annahme, die Humboldt, obgleich durch den Gang seiner Untersuchung zu ihr gedrängt und sie theilweise praktisch aussprechend, wegen der Consequenzen unumwunden zu setzen nicht gewagt habe.

Steinthal behauptet in aller Strenge „die Identität der Sprache und des Geistes derartig, daß weder der Geist die Sprache noch die Sprache den Geist schaffe, sondern daß sie beide zugleich entspringen, weil, indem die Sprache entsteht, eben der Geist es ist, der sich gebildet hat. Sprache ist nicht Werk, sondern die Geburtsstätte des Geistes, das eigentliche Werden des Menschen, d. h. erst indem Sprache wird, entsteht menschlicher Geist. Die erste Offenbarungs- und Wirkungsform des Geistes, die Form, in welcher er sich erwirkt, ist die Sprache; sie ist die erste unmittelbare That des Geistes, seine Selbstschöpfung"

Geist und Sprache so identisch gesetzt, lautet nun auf die Frage nach der Ursache der Verschiedenheit der Volksgeister und der Sprachen die Antwort Steinthal's: die Ursache der Verschiedenheit der Volksgeister und der Sprachen liegt in Gott; gerade daß der Geist und die Sprache des einzelnen Volkes so ist, wie sie ist, kann nur aus Gott, als dem letzten Grunde des Geistes und der Sprache begriffen werden. Dem wirklichen Gott, sagt er, gehören die Sprachen alle ganz und gar und es ist in ihnen nichts ihm Fremdes. Oder mit andern Worten: „die Sprachidee liegt in jeder Sprache, und jede stammt aus ihr, und es gibt in keiner etwas ihr Fremdes; und so ist sie jede Sprache und alle Sprachen in Einem."

Hiermit wird also die Verschiedenheit der Sprachen in den wirklichen, d. h. geoffenbarten Gott gesetzt; von ihm ist das besondere Volksbewußtsein, dieser Träger des innern Sprachsinnes als Treibkraft für die Verkörperung der Anschauungen im Laute und zugleich als Schranke der Organisation dieser Lautwelt in das einzelne Volk gesenkt. Das einzelne Volk gelangt nur auf diesem, in seinem Bewußtsein liegenden, ihm immanenten Wege zum Fixiren oder lautlichen Vorstellen seiner Anschauungen. Die so verschiedenen Sprachen sind also abgeschlossene Systeme, Individuen, die als bestimmte Erscheinungsformen der Sprachidee in sich die Befriedigung des in sich Vollkommenen fühlen, ihren Begriff

vollständig verwirklichen, nicht bloße Stufen einer möglichst höheren Entwickelung sind, nach denen sie hintrachten und auf die sie als auf ihre Erfüllung hinweisen.

Wir sehen also die Ansichten Grimm's und Steinthal's in diametralem Gegensatz; dort ist die Sprache Schöpfung des menschlichen Geistes, in ihren Grundlauten dem Menschen angeboren, ihre Ausbildung und Eigenthümlichkeit der Freiheit, ja man könnte nach einigen Zügen in Grimm's Darstellung fast sagen, der Willkühr der Menschen verdankend; eine Ansicht, der die Analogie der übrigen Weisen, wie der Mensch seine Anschauungen zur Erscheinung bringt und Verständniß ermöglicht, zur Seite steht; hier ist die Sprache in ihrer Eigenthümlichkeit von Gott ausgegangen, gebunden durch ein Prototypon, das in Gott ruht, dem Menschen also in Folge seiner Einheit mit dem göttlichen Geiste mit auf die Welt gegeben; und es fällt uns schwer, den Menschengeist also seines herrlichsten Werkes, seiner reinsten Selbstschöpfung beraubt zu sehen, wie es unserer Anschauungsweise fremd ist, in der Gottheit abstract gedachtes Wesen die Vorbilder nicht allein seiner unmittelbaren Geschöpfe, sondern auch der von diesen ausgehenden Schöpfungen zu setzen.

Wir haben daher die Verpflichtung, bevor wir den alten Anschauungen von dem Ursprunge und der Entwickelung der Sprache Valet geben, nachzusehen, ob die neue Lehre sicher gegründet ist. Zunächst was war es, was Steinthal zu dieser Annahme eines übermenschlichen Ursprungs der Sprache führte? Er sah die große Verschiedenheit der gewordenen Sprachen; aus der Identität des menschlichen Geistes ließ sich wohl ein gleicher Bau erwarten und Verständniß herleiten, aber nicht diese Verschiedenheit erklären. Ist denn aber die Verschiedenheit des Baues der Sprachen in der That eine so große und eine derartige, daß bei einheitlichem Ursprung und ursprünglicher Einheit sie nicht aus äußern einwirkenden Umständen zu erklären wäre? Oder sollte vielleicht Steinthal aus Vorliebe für die von ihm durchgeführte und anders nicht gut haltbare Classification der Sprachen den Ursprung der Sprachen in Gott verlegt haben?

Worin zeigt sich denn diese Verschiedenheit der Sprachen oder welches sind die unterscheidenden Merkmale, nach denen sie als besondere Systeme aufgestellt zu werden ein Recht haben? Die Verschiedenheit der Sprachen kann sich nur zeigen erstens in dem Lautbilde, dem Körper der Anschauung; an ihm unterscheidet man gewöhnlich das Stoffelement, das den Inhalt der Anschauung zur lautlichen Darstellung bringt, und das Formelement, das die besondere Gestaltung dieser Anschauung ausdrückt. Zweitens zeigt sich die Verschiedenheit des Sprachbaues in der Weise, wie die Verknüpfung der Vorstellungen äußerlich ausgedrückt wird, im Falle der Wörter, in dem innern Sprachbau. Nach Steinthal nun, der in seiner „Classifikation der Sprachen" 13 Sprachsysteme aufstellt, haben die Sprachen entweder Stoff und Form der Anschauung auch lautlich geschieden zur lautlichen Darstellung gebracht, oder sie haben dies nicht. Diese letztern Sprachen nennt er formlose. Die Klasse der formlosen hat entweder besondere Lautelemente für Bezeichnung der Form gar nicht, und drückt die Beziehungen der Vorstellungen nur durch die Stellung der entweder isolirten oder lautlich zu einem Ganzen verschmolzenen, einverleibten Stoffwörter aus, oder sie hat erst nachträglich, als das Bedürfniß der Formbezeichnung sich geltend machte, Lautgebilde, die ursprünglich den Stoff bezeichneten, zu Trägern der Formbezeichnung gemacht, diese aber, weil im Bewußtsein des Sprechenden ihr selbstständiger Inhalt zu stark hervortrat, mit dem zu formenden Stofflaute nur in lose Verbindung gebracht. Im Gegensatz zu dieser Klasse der formlosen stehen die Sprachen mit Formen, deren wahrhafte Formelemente, d. h. Laute, die ohne selbstständigen Inhalt blos zur Ausprägung der Form der Anschauung geschaffen sind, dem Stoffelemente organisch verbunden abwandeln. Daher ergeben sich nun die Klassen der isolirenden, agglutinirenden und flectirenden Sprachen. Innerhalb dieser Klassen ist entweder das Ver-

hältniß des Seins zur Thätigkeit, des Subjects zum Prädicat in der Ausprägung eines Nomens und Verbums, eines Nominativ's und Verbi finiti zum Bewußtsein gelangt oder nicht, und hiernach verfallen die Sprachen neuen Unterscheidungen und Eintheilungen. Die tiefste Stufe aber unter den Sprachsystemen nimmt das der hinterindischen Völker ein, die ohne irgend welche Unterscheidung des Stoffs und der Form, des Seins und der Thätigkeit, ohne alle grammatischen Kategorien die einsilbigen Wurzeln auf einander fallen lassen; die höchste Stufe die Sanskritsprachen, die Stoff und Form, Sein und Thätigkeit, Subject und Prädikat, alle Beziehungen der Anschauungen ausdrücken und die Formelemente mit dem Stofflaute organisch verbinden und abwandeln. Wenn also die Kluft zwischen diesen extremen Sprachen als eine im Laufe der Zeit erst gewordene nachzuweisen wäre, so daß ersichtlich würde, die höher gebildeten Sprachen seien zu edlerer Formung und ihrem bestimmten innern Bau erst allmälig gelangt, dann würde, da nach Steinthal's eigner Aeußerung die etwaige lautliche Verschiedenheit der stofflichen Wurzeln allein nicht für ihn beweisen könnte, die obige Annahme desselben von einer Urverschiedenheit der Sprachen ihrer Stütze beraubt fallen müssen, und die verschiedenen Sprachen zeigten nur verschiedene Stufen der Entwicklung von einem und demselben Ausgangspunkte.

Welches aber war die ursprünglichste Form aller menschlichen Lautsprache? Einen äußern Anhalt haben wir nicht, weil von keiner der vorhandenen Sprachen feststeht, daß sie uns die Urform bewahrt habe, noch wie weit sie von ihr abstehe. Es wäre auch wie ein Wunder, wenn bei dem raschen Wechsel alles Erscheinenden, der besonderen Flüssigkeit der Sprache, bei den vielen Umwälzungen, die im Laufe der langen Zeit in allen Gesellschaften des Erdballs vorauszusetzen sind, eine der Sprachen gleichsam versteinert, die ursprüngliche Gestalt beibehalten, nicht Umgestaltung, ja theilweise Zertrümmerung ihres Baues und Vermischung erfahren haben sollte! Auch könnte sogar angezweifelt werden, ob so die chinesische Sprache trotz ihrer Einsylbigkeit nicht weit mehr von der Urform abstehe als andere Sprachen, insofern bei der verschiedensten Bedeutung, welche anscheinend gleiche Worte tragen, eine besonders mannichfache Nüanzirung der Laute anzunehmen und daher ein gewaltsames Zusammenschieben ursprünglich längerer Formen nicht unter die Unmöglichkeiten gehören könnte. Verstümmlungen des ursprünglichen Organismus lassen ja bei dem starken Regenerationsvermögen der Sprache schwer als solche sich nachweisen. Finden wir also mit Sicherheit keinen Führer von außerhalb, der uns hier Aufschluß geben könnte, so ist die Frage, vermag unser Geist von den gewonnenen Beobachtungen aus in jene Urzeit zu dringen und darf er den Anschauungen, die, allerdings mehr oder weniger selbstgeschaffene, er in jene Zustände überträgt, irgend eine Geltung zusprechen? Zwar, wenn wahr wäre, was Steinthal behauptet, daß das Sprechen oder die Sprache, wie sie in der Urzeit entsprang, auch noch heut in gleicher Weise in uns entspringt, so wäre der Faden gefunden oder vielmehr abgeschnitten. Aber eben dieß muß ich nach meiner Anschauung der Sache in Abrede stellen. Wir Epigonen erlernen die jedesmalige Sprache, wir schaffen sie nicht wie der Urmensch. Den Beleg für meine Behauptung finde ich im Erstehen der Sprache beim Kinde. Es ist nicht, wie Steinthal behauptet, beim Kinde bloße Entwicklung der Sprachkraft, des Sprachsinnes, sondern das Kind erlernt die Sprache, sowohl die stofflichen Elemente, wie die Kategorien der Sprache, die innere Sprachform seiner zufälligen Umgebung. Versetze das Kind des Mohren nach seiner Geburt unter europäische Erzieher, es wird nicht die Sprache seiner Mutter, sondern der neuen Umgebung sprechen; ja bringe selbst das schon der Sprache mächtige Kind zu Menschen ganz fremder Zunge, es wird nach nicht gar langer Zeit die Muttersprache vollständig verlernt, die neue vollständig erlernt haben, in ihr seine Vorstellungen niederlegen. Je mehr Fleiß übrigens auf Hervorbringung von Anschauungen und der dazu gehörigen Wörter dem Kinde zugewandt wird, je eher lernt es die Sprache. Versäumt man, dem Kinde bei den gehörten Lauten die nöthigen Anschauungen zu ge-

ben, so nimmt es das Wort auf, spricht es auch wohl nach, ohne aber die Bedeutung erfaßt zu haben. Das Erlernen der Sprache aber geschieht beim Kinde unvermerkt und rasch. Es sind noch keine der zu erlernenden Sprache fremde Anschauungsweisen, kein ihr fremder Sprachsinn im Geiste vorgebildet oder gar zu einer gewissen Starrheit gelangt, was in spätern Jahren der Aneignung einer fremden Sprache so hinderlich ist; die Sprachorgane selbst sind noch nicht aus der Biegsamkeit und Geschmeidigkeit, die sie zur Hervorbringung der verschiedensten Lautabstufungen und Lautverbindungen befähigt, herausgetreten, während in spätern Jahren gleichsam feste Gleise für die Lautbewegung gebildet sind, welche die fließende Bewegung fremder Laute auf ihnen nur schwer zulassen.

Aber, wenn ich somit auch beim Kinde ein Erlernen der jedesmaligen Sprache annehme, so ist doch eine erste, in gewissem Grade selbstständige Entwicklungsperiode des Sprechens nicht zu verkennen. Des Kindes erste Sprachlaute bestehen in einzelnen formlosen Wörtern. Daß hier eine Art Sprachschöpfung stattfinde, möchte sich kaum wegleugnen lassen; lege dem schon etwas bewußtern Kinde Bilder vor, ohne ihm die entsprechenden Laute vorzusprechen, so bildet es selbsteigne Laute; hierauf möchte aber auch die Selbstthätigkeit des Kindes im Hervorbringen der Sprache beschränkt sein. Es bildet sich sodann, hier schon größtentheils durch Vermittlung der Umgebung, eine Verbindung zweier Wörter, nenne sie Nomen und Verbum, so daß darin entweder Subject und Prädikat oder Object und Prädikat ausgesprochen liegt. Jetzt treten die Gestaltungen der innern Sprachform ins Bewußtsein und in Anwendung, und es bildet sich allmälich der einfache Satz, viel später erst das Satzgefüge. Diese Wahrnehmungen dürften der einzige, einigermaßen sichere Grund sein, auf den ein Versuch, den Sprachbau des sprachschaffenden Menschen zu erschließen, sich stützen könnte; die hierauf gebaute Anschauung und Darstellung dieser Verhältnisse kann und will keine andere Ansprüche erheben als die einiger Wahrscheinlichkeit.

Die Lautsprache ist ein Abbild der ins Bewußtsein getretenen Anschauungen; die einzelne Sprache oder Lautwelt manifestirt den Umfang der Anschauungen des einzelnen Volkes. Sind die Anschauungen oder Vorstellungen der Menschen in der Gegenwart dieselben? Nein; sie sind himmelweit verschiedene. Sind sie es in der Urzeit des Menschen gewesen? Um diese Frage zu beantworten, ist uns nöthig zu wissen, wie gelangt der Mensch zu Anschauungen? Die Gesetze, nach denen der Mensch zu Anschauungen gelangt ist, sind wohl unstreitig bei allen Menschen dieselben gewesen. Er gelangt zunächst zu Anschauungen der sinnlichen Welt von Wahrnehmungen aus. Die Wahrnehmungen setzen einen Reiz der äußern Sinne, der Auffassungsorgane voraus. Jede Erscheinung aber, die in den Bereich der menschlichen Sinne kommt, übt diesen Reiz, diese Aufforderung gleichsam zur Wahrnehmung auf dieselben aus. Dieser Reiz, wenn er die erforderliche Kräftigkeit hat, dringt durch die Auffassungsorgane zur Empfindung durch. Die Empfindungsorgane sind gleichsam die Tasten, die von dem Eindruck der äußern Erscheinung berührt werden; durch ihr Anschlagen wird eine Vibration der innern Resonanz bewirkt, und diese erweckt im Geiste als Reflex eine Anschauung, ein Bild entsprechend der Wirkung, welche durch die äußere Erscheinung geübt wird. Ist die Affection in der nöthigen Stärke erfolgt, so bricht diese Anschauung, dieses innere Bild zu einem Gegenbilde im Laute hervor. Allerdings ist nach einmaliger Wahrnehmung die Anschauung noch nicht zu einer bewußten geworden, sie liegt noch in Dämmerung ohne klar ausgeprägten Inhalt und ist noch gebunden an der äußern Erscheinung. Sie wird zur mehr und mehr bewußten, wenn sie durch Beziehung auf gleiche früher erweckte Anschauungen erstarkt; sie verliert ihre Formlosigkeit und Unbestimmtheit und tritt als gesonderte Anschauung, als Vorstellung, gelöst von dem Zusammenhange mit der sie erweckenden Erscheinung zu selbstbewußtem Eigenthum des Geistes auf, und nun erst erfolgt die Spontaneität des Geistes in Erweckung derselben Vorstellung. Denselben Gang

muß natürlich auch das ihr entsprechende, sie begleitende und deckende Lautbild nehmen. — Ein Lautbild aber ohne vorausgegangene Erfüllung des Geistes mit einem Inhalt, einer bestimmten Anschauung ist nicht denkbar. Sprechen erfolgt erst, nachdem der Geist geschaffen, was er in Rede kleiden kann. Diese geistige Thätigkeit ist früher zu setzen als das Hervorbrechen der Sprache. —

Das Lautbild also, zunächst rein mechanischer Reflex des erregten innern Bildes, der Anschauung wird dieselbe anfängliche Formlosigkeit und Unbestimmtheit zeigen, wie die Anschauung selbst; es ist anfangs unbewußt hervorbrechend, in seinem Hervortreten durchaus, wie die Anschauung, an die Erregung von außen, an die äußere Erscheinung gebunden; erst allmälig löst es sich von der erregenden Ursache ab und wird dann ebenso wie die Anschauung unterthan dem Geiste, der ihre Zusammengehörigkeit jetzt erfaßt hat und über beide ihm objectiv gewordene die Herrschaft antritt. Jetzt erst, wo beide dem menschlichen Geiste, der sie im Dienste der Natur geschaffen, selbst dienstbar geworden sind, nimmt dieser sie, wenn er die Kraft dazu erlangt hat, unter seine Arbeit und legt ihnen das Gepräge seiner Individualität auf. —

Ihrem Ursprunge nach aber sind beide, Anschauung und Lautbild rein naturwüchsig, nicht Geschöpfe der menschlichen Freiheit. Daher lag es nicht, wie Grimm meint, in der freien Wahl des Menschen, beliebige Lautbilder für die besonderen Anschauungen zu schaffen, noch war es das Verdienst des Menschen, daß er nicht gleiche Laute für verschiedene Vorstellungen schuf, sondern er folgte hierbei unwillkührlich einem ihn beherrschenden Naturgesetze. —

Insofern aber die Auffassungs- und Empfindungsorgane des Menschen und die erregenden Erscheinungen dieselben sind, müssen auch die ursprünglichen Anschauungen und also auch die Lautbilder bei allen Menschen dieselben gewesen sein. Erst als die geistige Arbeit des Menschen hinzutrat, bildete sich Verschiedenheit in den Vorstellungen und Wörtern. Also die Verschiedenheit der Vorstellungen der Völker, aus der die Verschiedenheit in Sprache, Religion, Sitte und Kunst hervorgeht, ist Werk des Menschen, also der Völker. Und doch ist der Menschengeist derselbe! Aber in welchem Grade Klima, Lage, Lebensart, selbst verschiedene Speise und Trank den Charakter, das Temperament des einzelnen Menschen und so ganzer Völker gestalten kann, wie als Folge aller solcher Verhältnisse dort thierische Gleichgültigkeit und Stumpfheit, hier Schärfe des Geistes und Tiefe des Gemüths, hier rastloser Drang nach Thätigkeit, dort Abspannung und Abneigung gegen jede Anstrengung bis in die äußere Erscheinung hervortreten, wie in Folge hiervon selbst die Lautorgane sich allmälig ändern, das lehrt ja in hinreichendem Maße die Erfahrung. Und der Einfluß dieser Verhältnisse auf die fortwährende Selbstschöpfung des Menschen in Sprache, Sitte, Kunst sollte geringer sein? Die Sprache gibt das sprechendste Zeugniß von dem Geiste des Volkes, dem sie angehört, weil sie seine reinste Selbstschöpfung ist; aber die Sprache schafft nicht den Volksgeist, höchstens insofern, als auch Sitte, Kunst, Staatsform, selbst Producte des Geistes der Völker, auf ihn ihre Rückwirkung äußern.

Also die Anschauungen in der uranfänglichen Zeit des Menschen waren dieselben; mithin waren es auch die Lautbilder. Die spätere Verschiedenheit in der Formung ist Werk des Menschen und läßt nicht auf ursprüngliche Verschiedenheit der Sprachen schließen. Aus dieser ursprünglichen Gleichheit aber der Anschauungen und Lautbilder folgt die Nothwendigkeit des Verständnisses. In der spätern Zeit wird das Verständniß der jedesmaligen Sprache allmälig von dem ins Leben Eintretenden erworben.

Diese uranfänglichen Lautbilder aber hafteten an den Erscheinungen, waren nichts als Prädikate derselben; das erste Sprechen des Menschen war in Wahrheit, wie es schon die heilige Schrift bezeichnet, nichts als Namengebung; die Natur in ihren Erscheinungen trat gleichsam in Verkehr zum Menschen heran und erhielt für diese nach natürlichen Gesetzen der Aehnlichkeit die lautlichen Bezeich-

nungen. Erregende Thätigkeit, Anschauung und Lautbild deckten einander nach diesem Gesetze. In dieser ersten Periode herrscht instinctartige Sprachschöpfung, Natursprache; es ist der Zeitraum der Menschheit, den die Schrift den paradisischen nennt, wo der Mensch noch in der Natur aufging.

Bevor wir weiter gehen, noch die Frage: in welchem Stadium der Entwicklung trat der Mensch auf Erden auf? Grimm läßt ihn gleich erwachsen in die Welt eintreten, wie er überhaupt alle ursprünglichen Exemplare der organischen Welt erwachsen ins Dasein einführt. Es streitet dies aber wohl gegen die festen Gesetze, auf denen das Verhältniß der Gottheit zur Natur beruht und sich täglich manifestirt. Die Gründe, welche Grimm für seine Annahme aufstellt, sind nicht so zwingend, um einen solchen Eingriff der Gottheit in das der Natur inwohnende Gesetz des allmäligen Werdens vorauszusetzen. Ich bin dafür, daß, als im Schöpfungstriebe der Erde die Zeit gekommen war, die für Erschaffung der Menschen die nothwendigen Bedingungen enthielt, die Conception, d. h. der Moment der Bannung des Geistes in Materie, der Moment der Schöpfung auf uns allerdings unerforschliche Weise eintrat; der fleischgewordene Geist zieht an und vertheilt die Substanz nach Maßgabe der inwohnenden Idee zu bestimmten Formen, wie der Kristallisationsknoten die Kristalle. So trat der Mensch als Embryo in die Welt, wie sicherlich auch die übrige Thier- und Pflanzenwelt aus Embryonen sich entwickelte. Die Folgerungen, die hieraus, meine obige Ansicht begünstigend, für diese Periode der Sprache sich ergeben, übergehe ich und kehre zum Gegenstande zurück.

Welches war nun aber die erste Form der Lautbilder und welchen Inhalt hatten diese? Einsilbige Wörter, sogenannte Wurzeln, ohne alle und jede Formung werden als die ersten geschaffenen Lautbilder angesehen; sie waren, wie die Uranschauungen, in beschränkter Zahl; durch Zusätze von einzelnen Lautelementen wuchsen diese Gebilde an Zahl, lösten sich von den Urlautbildern zu selbstständigem Dasein ab, so wie die Anschauungen selbst sich differenzirten. — Der Inhalt aber der ersten Lautbilder war die Anschauung der Thätigkeit.

Nach Grimm zwar sind die Hebel aller Wörter Pronomina und Verba; d. h. die ursprünglichen Wurzelklassen, aus denen die übrigen Wortarten entstanden. Auch Bopp in seiner vergleichenden Grammatik, so wie Benfey in seiner Sanskrit-Grammatik nehmen zweierlei ursprünglich verschiedene Klassen von Wurzeln an, die Verbal- und Pronominalwurzeln. Letzterer sagt p. 77: der Theorie nach sicher richtig, aber einer gewissenhaften Etymologie fast durchgehends unausführbar leiten die indischen Grammatiker auch Pronominalthemen und unselbstständige Themen (Conjunctiven und Partikeln) von vollbegrifflichen Verbalthemen ab. Eine gewissenhafte Etymologie wird deren Wurzeln eine besondere Rubrik anzuweisen haben. Nicht minder erklärt Steinthal ja schon in der Unterscheidung von Stoff- und Formelementen, daß er eine ursprüngliche Verschiedenheit von Wörterklassen setze.

Ich habe aber so eben, um nicht in Widerspruch mit meiner eignen Darstellung zu gerathen, die Behauptung aussprechen müssen, der Inhalt der so geschaffenen Lautbilder sei nur Anschauung der Thätigkeit; eine Unterscheidung in Verbal- und Pronominalwurzeln für die erste Periode der Sprache kann ich nicht zugeben, insofern in ihr aller und jeder sprachliche Ausdruck, jedes Lautbild nur Prädicat war; in der zweiten Periode aber war die sprachschöpfende Kraft des Menschen erloschen. Ich will nun hiermit nicht das ursprüngliche Vorhandensein der Pronomina, namentlich der persönlichen für diese erste Periode der Sprache überhaupt in Abrede stellen; sie gehören vielmehr ihrer Entstehung nach dieser Urzeit an; ihr Inhalt aber war nichts anders als die Anschauung, welche die Thätigkeit der fremden oder eignen Persönlichkeit, oder die Thätigkeit irgend eines Gegenstandes im Innern des Sprechenden hervorrief, nicht aber die Anschauung eines Seins. Es frägt sich nur, ob zum Beweise dieser Behauptung

es möglich ist, diese Pronominal- und unselbstständigen Themen (wie Benfey sie nennt) in ihrem lautlichen Theil und ihrer Bedeutung entsprechend auf andere, die Thätigkeit anerkanntermaßen zur Darstellung bringende Wurzeln mit Wahrscheinlichkeit zurückzuführen. — Daß nun die den Conjunctionen und Partikeln zu Grunde liegenden Anschauungen sowohl als auch ihre Lautelemente auf Verbalthemen hinweisen und meist ohne Schwierigkeit auf dieselben sich zurückführen lassen, ist von Andern in Betreff einzelner dieser Partikeln bereits nachgewiesen, ohne daß jedoch, so viel ich weiß, diese Zweitheilung der Wurzelbildung überhaupt zurückgewiesen wäre. Zur Begründung dieser Behauptung will ich nur Einiges über den, wie mich dünkt, schwierigsten Theil dieser Materie berühren.

Entstanden nämlich insbesondere die Personalpronomina in besonders und ausschließlich für diesen Zweck geschaffenen Pronominalwurzeln, oder ist auch ihre Grundlage in den Wurzeln der Thätigkeitsanschauung gelegen? —

Der Mensch nach seiner Erschaffung war unbewußt seiner selbst und der umgebenden Natur. Ununterschieden lagen vor ihm die Dinge der ruhenden Natur und riefen aus seinem Innern keine Bezeichnung hervor. Da löste eine erste Erscheinung aus der ruhenden Umgebung sich ab, weckt den Menschen gleichsam zum Bewußtsein. Was war es, was an dieser Erscheinung den Menschen zunächst affizirt, und für welches Merkmal derselben schuf er das erste Lautbild? Etwa das Sein, die Substanz? Alle Substanz aber, jedes Sein wird selbst nur nach seiner Thätigkeit prädizirt, nur durch die Begriffe der Thätigkeit ausgedrückt; so liegt in aurum der Thätigkeitsbegriff des Brennens, in argentum (ἀργής) der des Blitzens, (daher Ἄργης einer der drei blitzschmiedenden Cyclopen), in σίδηρος (sidus) der des Leuchtens zu Grunde. Oder war es die bestimmte Qualität der Thätigkeit, die des Menschen Aufmerksamkeit zunächst fesselte? Der Mensch hat aber bei der ersten Wahrnehmung noch nicht das Vermögen, die Qualität der Erscheinung zu unterscheiden und daher zu bezeichnen, weil er dazu ja der Beziehung auf andere Anschauungen von Thätigkeiten, der Vergleichung bedarf; und dies geht ihm noch ab. — Was also war es? Es war die allgemeinste Form der Thätigkeit, das Hervortreten zur Existenz, was in des Menschen Bewußtsein drang. Diese allgemeinste Form der Thätigkeit in der Bestimmungslosigkeit der Qualität war also der Inhalt seiner ersten Anschauung und des ersten erschaffenen Lautbildes. Und das Lautbild, die Wurzel, die dieser Anschauung entspricht? Sie findet sich verwendet in dem Verbum der vollzogenen Existenz, (lat. esse), in dem Pronomen der Existenz (lat. is) und in ihrer ursprünglichen Form in dem Verbalaugment des Sanskrit und Griechischen. Im Latein, wo sie als Verbalaugment wenigstens äußerlich verschwunden, findet sie sich in einigen Formen als Präfix zum Zwecke der Hervorhebung verwendet.

Im Geiste sehe ich schon die Zurechtweisungen, die sich hiergegen erheben werden. Das Thema des Verbums, welches das Sein ausdrückt, ist ja im Sanskrit as, im Latein es; diese Wurzel zeigt s in allen indogermanischen Sprachen. Im Griechischen, wo eher Zweifel angeregt werden könnten bei Formen wie ἦον, ἔα, ἦν, gebe ich gleichfalls die Wurzel ἐσ noch, weil in dieser Sprache der Ausfall des σ zwischen Vokalen insbesondere der Endung gewöhnlich ist. Ich unterschied aber auch von vornherein die hervortretende und die vollzogene Existenz, das Hervortreten in die Wirklichkeit und das ruhende Sein. Für letzteres gestehe ich die Wurzel as zu; differenzirt aber ist dieselbe aus der ursprünglichen Wurzel a vermittelst des hinzutretenden Lautelementes der Hinweisung s oder h; Sanskrit asmi, Zend ahmi, ich bin. Auch glaube ich aus dem Vorhandensein der vokalischen Wurzeln i und u auf die frühere Existenz einer ursprünglichen Verbalwurzel a mit Recht schließen zu dürfen. Sollten nicht auch die Formen ἐτεόν und ἔσκον, die das eigentliche Hervortreten zur Existenz bezeichnen, nur in dieser

Annahme einer ursprünglichen Wurzel a ihre genügende Erklärung finden? Die Form συνεστέον bei Plat. Protag. 313 B drückt dagegen das Zusammensein aus. Soviel ist wohl jedenfalls klar, daß die Wurzel as, es nicht den Act des Hervortretens, sondern die Vollendung dieser Thätigkeit, das Hervorgetretensein, das Erstrecken im Raume bezeichnet.

Auch das lat. Pronomen is, vom Pronominalstamme i, ursprünglich nur das Hervortreten zur Existenz bezeichnend, ist durch vortretendes s, h, t differenzirt in das Pronomen des räumlich vorhandenen, des als geworden erkannten Seins übergegangen. Die lateinischen Formen sam, sas, sos, die Festus als gleichbedeutend mit eam u. s. w. anführt, sind gleich zu setzen den Formen, die mit h beginnen. Als ursprünglicher Vokal dieses Pronominalstammes ist aber nicht i, sondern dem eben Entwickelten gemäß a zu setzen. Wenn auch viele der hierhergehörigen Formen, namentlich die neutralen des Sanskrit und der verwandten Sprachen den Vokal i zeigen (so im Sanskrit Formen wie idam dies, itas von hier, iha hier, iti so), ja wenn selbst in den Veden schon ein männlicher Accusativ im, und ein Neutrum it sich finden, so liegt bei dem durchgehenden Herabsinken des a der offenen Silben zu i doch die Vermuthung näher, daß dies ursprüngliche a in früher Zeit zu i abgeschwächt sei, als daß von Anfang an eine doppelte Wurzel a und i bestanden habe, wogegen schon die Einheit der Bedeutung streitet. Aus diesem ursprünglichen Pronomen as, von dem die Sanskritformen, sas, sà, tad, (ὁ, ἡ, τό), das Relativum yas, yà, yad, das Interrogativum kas, kà, kim herstammen, glaube ich auch das at zur Bildung des sanskrit. und latein. Ablativ hervorgegangen; es drückt dies at das Ausgehen der Thätigkeit aus oem so bezeichneten Nomen aus. Bopp in seiner vergl. Grammatik p. 209 setzt als Endung des Ablativs t vom Demonstrativstamme ta; indeß nur aus der Annahme einer Form at läßt sich die Bildung des Ablativs der consonantischen Stämme in at, latein. ed, der Sanskrit a Stämme in àt und die Verlängerung der Endung der vokalischen Stämme des Latein im Ablativ genügend erklären.

Die ursprüngliche Wurzel a aber glaube ich im Verbalaugmente wiedergefunden zu haben. Nach Bopp zwar (vergl. Gramm. p. 781 und Sanskrit Gr. §. 287 Anm.) ist das Augment identisch mit dem a privativum, und er betrachtet es als Ausdruck der Verneinung der Gegenwart. Nach dieser Ansicht, der auch Benary und Hartung beipflichten, haben die Urmenschen durch diese Verneinungspartikel nicht die Handlung selbst, sondern nur ihren Nebenbegriff, den der Gegenwart aufheben und dadurch eben den der Vergangenheit setzen wollen. Was von Seiten der äußern Form gegen Bopp's Ansicht gesagt werden konnte und er selbst anführt, daß das a privativum im Sanskrit wie im Griechischen vor vokalischem Anlaut euphonisches (?) n annehme, während das a des Augments in beiden Sprachen mit dem folgenden Vokal zusammenfließt, ist zwar an und für sich schon gewichtig genug, bestimmt mich aber ebenso wie der Umstand, daß das a privativum in beiden Sprachen seine lautliche Natur beibehält, das skr. Augment a aber im Griechischen zu ε herabsinkt, nicht in dem Grade zur Verwerfung der Boppschen Ansicht über die Natur des Augments, als daß überhaupt die Anschauung oder vielmehr der Begriff der Zeit, also auch der Gegenwart erst ein späterer, aus der Reflexion gewonnener ist, *) also

*) Mit Unrecht sagt Pott (etymologische Forschungen II, 356), alle Wahrnehmung, selbst die bloß innere, sei an Zeitanschauung gebunden. Uebrigens verwirft auch Pott etymologische Forschungen II, 73 und Curtius sprachvergleichende Beiträge p. 129 Bopp's Ansicht, daß das Augment identisch sei mit dem a privativum. Pott selbst spricht sich über das Wesen der Augments folgendermaßen aus: „A ist gewissermaßen der Vokal schlechthin, der Repräsentant der übrigen Vokale; deshalb deutet er entweder die Reduplikation des Wurzelvokals, welcher dieser auch sei, oder des Bindevokals a, welcher seinerseits die logische Copula oder den eigentlichen Nerv des Verbums repräsentirt, an. Er ist folglich, meines Bedünkens, nur eine Spielart von der eigentlichen

das a des Augments, wenn es einer frühen Periode der Sprache angehört, auch nicht Negation der im Bewußtsein noch nicht existirenden, durch den Gegensatz der Vergangenheit erst hervorgerufenen Gegenwart sein könne; daß ferner die Tempora ursprünglich gar nicht Träger der Zeit waren, daß namentlich der Aorist II, und dies hat auch das Bewußtsein der Griechen in der Benennung dieses Tempus genügend ausgedrückt, ursprünglich gar nicht zum Ausdruck der Vergangenheit im Gegensatz etwa zur Gegenwart diente, sondern nur den Eintritt der Handlung in die Wirklichkeit bezeichnete. Das Augment aber diente eben zur Hinweisung auf den Eintritt in die Wirklichkeit, zur Hervorhebung der Existenz; daher im Sankrit sowohl wie im Griechischen seine Betonung, da es dasjenige Lautelement ist, das dem Inhalt des Verbums erst Leben verleiht. Nur bei dieser Auffassung des Augments ist es möglich, die Behauptung durchzuführen, der Aorist II sei die erste Tempusform gewesen; nur bei dieser Auffassung des Aorists II läßt sich auch die Reduplication desselben, die Pott l. c. p. 78 für unerklärlich hält, genügend erklären. Von dem Aorist aber ist der Gebrauch des Augments übergegangen auf später entstandene Tempora. — Im Verfolg gelangt übrigens Bopp selbst (vergl. Gr. p. 787) zu der Ansicht, daß das Augment wohl aus dem Pronominalstamme a = jener, hervorgegangen sein könnte,*) legt aber mit Ungrund ihm die Kraft bei, die Handlung in das Jenseits der Vergangenheit zu verlegen.

Gleicherweise glaube ich auch das Personalpronomen der 1sten Person hervorgegangen aus einer Wurzel, welche die Thätigkeit bezeichnet. Als Wurzelelemente dieser ersten Person im Nom. sg. nehme ich das ah im sanskritischen ahám, ich, an, worin h im Latein und Griechischen in den Kehllaut γ, im gothischen ik in k, dagegen im zendischen azem, litthauischen asz und altslavischen az in z übergegangen ist. Im Böhmischen und Polnischen lautet dies Fürwort ga, ja, im Englischen ist es bekanntlich gar zu i geworden. Bopp vergl. Gr. p. 468 nimmt in dem Worte ahám gleichfalls am als Endung, mithin ah als Wurzel an und erklärt den Nominativus sg. andern Stammes als die casus obliqui des Singular. Ebendaselbst p. 1138 scheint er indeß seine Meinung geändert zu haben und ham als Endung anzunehmen = g'ha, γέ, und so in Uebereinstimmung getreten zu sein mit Benfey. Nach Benfey nämlich (Sanskrit Grammatik p. 330) ist das Thema der ersten Person im Sanskrit durchgehends ma, das im Nominativ sg. so wie im Dualis und Pluralis das m eingebüßt, im Nominativ sg. an das übrigbleibende a die Endung ham angesetzt habe, welche Endung er als Schwächung aus der vedischen Partikel g'ha (γέ) entstehen läßt. Er erklärt dann aham = ich hier. Dem Laute h spricht Benfey überhaupt die Ursprünglichkeit ab und läßt ihn hervorgehen aus den weichen Aspiraten g'h, b'h, d'h. Ich gestehe, daß, obschon genügende Fälle dieses Uebergangs vorliegen, das h doch ein dem menschlichen Organe so natürlicher Laut ist, daß ich ihm die Ursprünglichkeit überhaupt nicht absprechen möchte; namentlich dürfte dieselbe in den Interjectionen kaum anzufechten sein. Wie dem aber auch sein mag, so bleibt zunächst doch dies sonderbar, daß ohne Ausnahme in allen indogermanischen Sprachen der m Laut im Nominativ sg. abgefallen ist, ebenso aber in den casibus obliquis

---

Reduplikation. Diese Ansicht Pott's verwirft wiederum Bopp vergl. Gr. 789 als ganz unwahrscheinlich; eben so die Buttmann's, der das Augment aus der Reduplication herleitet. Andere Erklärungen der Augments von Höfer und Grimm bespricht Bopp ablehnend p. 790 der vergl. Gr. — In Betreff der Bedeutung der Augments spricht Pott l. c. p. 77 sich dahin aus, daß dem Augmente ganz eigentlich und ausschließlich die Andeutung der Vergangenheit inwohne. —

*) Dieser Ansicht huldigt auch Curtius sprachvergleichende Beiträge p. 129, findet aber gleichfalls in dem Augmente die Hinweisung auf die Vergangenheit ausgedrückt.

überall erscheint. Ich kann demnach Benfey nicht beistimmen, wenn er ohne weitern Beweis das m im Nom. sg. als abgefallen annimmt. Enthält aber aham eine von den casibus obliquis ursprünglich verschiedene Form, so ist mir wiederum nicht klar, wie man a-ham abtheilen und dem a den Begriff des Ich unterlegen kann. Sollte diese letztere Abtheilung des Wortes wirklich die richtige sein, so könnte ich in dem a nichts anderes erkennen als das Augment, und aham wäre zusammenzustellen etwa mit lateinischem equidem, das auch, ohne etwa aus ego quidem zusammengezogen zu sein, doch in der Regel mit der ersten Person verbunden wird und auch bei Verbindung mit andern Personen doch die Beziehung auf den Sprechenden festhält. cf. Hand Tursell. s. v. Es läge dann aber in aham, was kaum glaublich, gar nicht die Anschauung des Selbst der sprechenden Person enthalten, sondern nur eine Bekräftigung des Prädikats von Seiten des Sprechenden. Will man diese Herleitung aber nicht gutheißen, und es spricht gegen sie auch der Accent in ahám, ἐγώ, — der auf andern Principien ruhende Accent der lateinischen Sprache kann hierbei nicht in Betracht kommen, — so wird man schon abtheilen müssen ah-am; und dafür spricht auch die Form des Pronomens der 2ten Person tvam und des Plurals vayam, yûyam. Es ist nun zunächst nicht zu übersehen, daß es eine ganz andere Anschauung ist, die dem Nominativ sg. des persönlichen Fürworts erster Person, eine davon ganz verschiedene, die den casibus obl. in sg. zu Grunde liegt. Man darf sich demnach auch nicht wundern, wenn beiden grundverschiedenen Anschauungen auch ursprünglich verschiedene Wurzeln entsprechen. Mag nun h oder g'h das ursprüngliche Element gewesen sein, ich glaube in dem ah des Pronomens den Wurzellaut zu erkennen, der das Bewußtwerden des begehrenden Ichs, das Ausströmen des Willens, gleichsam die Manifestation der Herrschaft ausspricht, denselben, der im skr. praeteritum âha dixi (cf. Bopp glossar. sanscrit. s. v.) von einer vorauszusetzenden Wurzel ah, und wohl im lateinischen ajo, nego, vielleicht im gothischen ah-jan cogito, ahma spiritus, skr. âtman animus und nach Bopp l. c. mit dem Präfix pra in unserm Worte Sprache sich zeigt. In Betreff des diesem letzten Worte vorgesetzten s vergleicht Pott gothisch stauten, unser stoßen mit skr. und lateinischer Wurzel tud Eine ähnliche Grundanschauung liegt den aus ah differenzirten Wurzeln zu Grunde, die das Umfassen, Ansichreißen ausdrücken.

Die casus obliqui des Personalpronomen erster Person im sg. zeigen als charakteristischen Buchstaben das m. Er zieht ein, weist zurück auf die Identität mit dem Sprechenden; in dem ma tritt der Mensch zum erstenmale als Object sich gegenüber, und hierin liegt der Gegensatz der Anschauung zu der, welche der Nominativ dieses Pronomens ausspricht. Mit derselben Wurzel ma benamt der Mensch die ihm zunächst stehende Mutter; es liegt darin die ursprüngliche Identifizirung ausgesprochen, oder wie in mamma, μαζός die enge Zusammengehörigkeit mit dem Sprechenden, wie im polnischen mam die Zugehörigkeit des Besitzes. Selbst die Ausdrücke des Meinens, skr. man, woher mânas = mens und manusha = homo, gothisch man = puto und die hierher gehörigen griechischen und lateinischen Ausdrücke lassen sich wohl aus einer ähnlichen Beziehung zum Subjecte erklären.

Ich weiß, daß hiermit die Sache noch lange nicht entschieden ist, daß der Möglichkeiten des Irrthums von meiner Seite viele vorliegen, und im Falle die Wahrheit getroffen sein sollte, der Fragen noch viele unerledigt bleiben. Es war auch gar nicht in meiner Absicht gelegen, hier diese Sache zum Austrag zu bringen; deshalb unterlasse ich auch eine Herleitung des Personalpronomens der 2ten Person und der Dual- und Pluralformen zu geben; nur darauf wollte ich durch diese Erörterung hinweisen, daß die Trennung in Verbal- und Pronominalwurzeln nicht so sicher steht, als gewöhnlich ange-

nommen wird.*) Läßt sich dieser Zusammenhang der Pronominal- und Partikelwurzeln mit Thätigkeitswurzeln durchgehends und überzeugend nachweisen, so hört natürlich auch der angenommene Unterschied zwischen Stoff- und Formelementen auf, und insofern dann zur Formbildung in allen Sprachen Stoffelemente verwendet worden wären, würde auch die Eintheilung der Sprachen in flectirende und agglutinirende ihres wesentlichsten Merkmals verlustig gehen, und es hätten die Völker der sogenannten flectirenden Sprachen nur größere Kunst und Kraft im Anbilden und Zusammendrängen der Composition gezeigt.

Die erste Periode der Sprache ist also die der Sprachschöpfung, die der Wurzelaufstellung; in ihr war Gleichheit des Sprachstoffes, denn bei der Sprachschöpfung herrscht unter gleichen Bedingungen das gleiche Gesetz; findet sich aber in den Wurzeln der Sprachen Verschiedenheit, so kann sie hervorgegangen sein aus Verschiebung und Wandelung der Laute, aus Verdrängung und Ersetzung einzelner Wurzeln durch der Bedeutung nach angränzende Wurzeln oder aus Verschiebung der Bedeutung. Die Wurzeln sind nun die Elemente, aus denen der Mensch nach seiner durch die Verhältnisse gewordenen mehr geistig geweckten oder mehr irdisch schweren Natur den eigentlichen Sprachbau aufführt; die schöpferische Periode ist vorüber, es beginnt die sprachbildende Jetzt erst gehen die Sprachen auseinander. Die Anschauungen und die Lautbilder sind freies Eigenthum des Menschen geworden; er fügt sie an einander nach der Verschiedenheit der Vorstellungen, die er von der Zusammengehörigkeit der Erscheinungen sich bildet. Je stumpfer der Geist, je flacher und äußerlicher wird er den Zusammenhang der Erscheinungen sich vorstellen, um so mehr werden diese ihm als ein todtes Nebeneinander erscheinen müssen ohne Regiment, ohne Abhängigkeit. In gleicher Sonderung und Nebeneinanderstellung werden auch die Lautbilder auf einander folgen; das Sprechen ist hier ein Aggregat gleichberechtigter Wurzeln; das Characteristische des Sprachbaus, die Ueber- und Unterordnung, fehlt. — Oder der Mensch nimmt zwar das An- Auf- und Ineinander der Erscheinungen wahr, erfaßt aber nicht ihr Ineinandergreifen, ihre gegenseitige Abhängigkeit; in diesem Falle wird er die Thätigkeit nur in ihren räumlichen Beziehungen auffassen, diese ihr unterordnen und die Lautbilder dafür in engem Anschluß um den einen Hauptbegriff der Thätigkeit gruppiren; es wird hier ein Sprachbau herrschen, der aber keine organische Gliederung gestattet, sondern ein Untergehen jeder Selbstständigkeit der Nebenvorstellungen in der einen Vorstellnng der Thätigkeit mit sich führt und diese vollkommne Unterthänigkeit zuletzt in der Einverleibung der abhängigen Vorstellungen in die eine herrschende auch äußerlich darstellt. — Oder des Menschen Geist trägt selbstständiges Leben in die Erscheinungen, sieht in ihnen lebendiges In- und Auseinander, Wirksamkeit und Abhängigkeit, unterscheidet das Verharrende in den Erscheinungen, die Substanz, das Ruhende, Erkannte von dem flüssigen, stets neu auftretenden Elemente der Thätigkeit, unterscheidet in der Thätigkeit selbst die verschiedenen Phasen der Entwicklung, in der Substanz bald das Schaffende der Thätigkeit, bald das von ihr Geschaffene, bald das Substrat derselben. Hier entsteht ein eigentlicher Sprachbau, ein Sprachregiment mit Ueber- und Unterordnung der Vorstellungen. Der Dualismus, der in diesen Sprachen durch die zwei wenn auch nicht gleichmächtigen Schwerpunkte der Substanz und der Thätigkeit, des Nomens und Verbums herrscht, bringt organische Gestaltung in den Sprachbau und verhindert Einseitigkeit und Erstarrung. —

*) Auch Bopp in seiner krit. Sanskrit Grammatik p. 57 trennt von den Verbalwurzeln die Wurzeln der Pronomina, Partikeln, Zahlwörter; und doch ist das Zahlwort drei, tres, Sanskrit tri, wie auch Bopp vergl. Gram. p. 438 annimmt, aus der Sanskrit Wurzel tr=transgredi entstanden, aus welcher Wurzel auch das Comparativsuffix Sanskrit tara, griechisch τερο hervorgegangen ist.

Uebrigens selbst in diesen Sprachen werden die zusammengehörigen Lautbilder anfangs nur nebeneinander gestellt worden sein. Aber das rasche Temperament solcher Völker wird die Laute der Nebenvorstellungen in der Aussprache eng an die Hauptvorstellung anschließen, bald deren selbstständigen Inhalt nicht mehr fühlen und so Anbildung und Flexion hervorrufen. Es schießen also die Nebenvorstellungen nicht etwa kristalliniſch aus der Hauptvorstellung hervor, sondern es findet überall ein Ansetzen, Ablagern statt. Welcher Art aber diese so hervorgehenden neuen Sprachgebilde sind, hat Grimm in dem Abschnitte, den ich oben wörtlich angeführt habe, so meisterhaft dargestellt, daß, wenn ich nicht ins Detail eingehen wollte, ich nichts hinzuzufügen wüßte; daher ich mich dieser Aufgabe überhebe.

Eine dritte Sprachperiode kann eigentlich nur für diese höher gebildeten Sprachen statt finden. Die Sprache wird nun mehr und mehr das Werkzeug für die Bewegung des Geistes; je nach der Vollkommenheit der gewonnenen Form hemmt oder fördert sie dieselbe. Der Geist selbst tritt aber allmälig aus dem Bewußtsein der Sprachformen heraus; Vorstellung und Lautform decken sich in seinem Bewußtsein nicht mehr. Es bilden sich neue und neue Vorstellungskreise; viele der frühern gehen unter; die Laute werden mehr und mehr Träger neuer Vorstellungen. Dies ist die Periode, die in der Schrift die Zeit der Sprachverwirrung genannt wird. Die Sprache wird immer individueller, zieht sich in immer engere Kreise zurück, bis endlich ein kräftigerer Stamm sich erhebt und aggressiv einen nach dem andern dieser Kreise an sich zieht, Staaten bildet und so allmälig wieder größere Sprachkreise bildet. Doch diese Erscheinungen so wie die ähnlichen, welche die Mischsprachen bieten, näher zu verfolgen, muß ich mir versagen; Zeit und Buchdrucker drängen zum Schluß, und bitte ich nur schließlich noch den geneigten Leser um gütige Nachsicht für die mancherlei Mängel dieser kleinen, in Eile entstandenen Schrift. —